

Wissen für alle! Warum wir Weltverständnis nicht bei Google finden

Vortrag für das Symposium „Lesen im digitalen Zeitalter“, 14. März 2009

Susanne Gaschke

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung hierher nach Leipzig, und ich glaube, daß sich Ihr Symposium einer der wichtigsten Zukunftsfragen widmet, die unsere Gesellschaft sich auch über die beängstigende Wirtschaftskrise hinaus zu stellen hat.: Welchen Einfluss haben die neuen Medien auf unser Leben? Wie verändern sie unsere Kommunikation und die Art, wie wir lernen?

Das Wort „Wissensgesellschaft“ ist in dieser Diskussion ein Kampfbegriff des Digitalismus. Als „Digitalisten“ bezeichne ich all jene, die auf Internet-Kritik oder – Skeppsis prinzipiell gereizt reagieren. Und welcher Kampf wird ausgetragen in unserer Gesellschaft, in modernen Industriegesellschaften, überall dort, wo die liebevoll so apostrophierten *Digital Natives*, die Eingeborenen des Netzes, auf eine traditionellere Form des Bürgertums treffen, auf Menschen, die mit den klassischen Medien, mit Buch, Zeitung, Film, Rundfunk und Fernsehen aufgewachsen sind – und womöglich an ihren Seh- und Lesegewohnheiten festhalten wollen?

Es ist ein Kampf um kulturelle Hegemonie, um Diskurshoheit, um den Mainstream, um die im Bildungswesen, im Journalismus, in der Arbeitsorganisation, bei der Freizeitgestaltung und im Bereich des politischen Engagements dominante Mode. So ein Kampf dreht sich immer um knappe Güter: um Zeit, um Aufmerksamkeit, um

Geld. Theoretisch wäre es keineswegs unmöglich, alle deutschen Schulen mit wunderschönen Bibliotheken *und* mit Internetanschlüssen auszustatten, wenn eine Bundesregierung ihr Konjunkturkrisenprogramm entsprechend zuschnitte. *Praktisch* stehen diese zwei Wege der Ausstattungspolitik fast immer in Konkurrenz – und gegenwärtig schneidet das Alte, *Altmodische*, die ganze verstaubte Buchkultur als Ausdruck einer bestimmten Lebensweise und eines bestimmten Bildungsbegriffs nicht besonders gut ab.

Das Bildungsbürgertum hat allen Grund, sich Sorgen um das zu machen, was ihm einmal wichtig war – und endlich Stellung zu beziehen. Es gilt, einen Bildungsbegriff zu verteidigen, der den *ganzen* Menschen, seinen Charakter und seine Urteilsfähigkeit im Blick hat; einen Bildungsbegriff, der an die grundsätzliche Notwendigkeit von Sachkenntnissen, von Faktenwissen ebenso glaubt wie an die Ausbildung von Interpretationsfähigkeit, Analysefähigkeit und Kreativität; einen Bildungsbegriff, der eine Hierarchie von Wissen unterstellt und sich bemüht, Wichtiges von Unwichtigem, Allgemeingültiges von Randständigem zu unterscheiden.

Es gibt kaum einen Pädagogen, keine einzige mir bekannte Bildungsstudie, die bestreiten, dass der leichteste, sicherste, am besten erprobte Weg zu dieser Art von ganzheitlicher Bildung das Lesen ist: das Lesen von Büchern, von Zeitungen; natürlich auch das Lesen von Texten am Bildschirm oder von elektronischen Büchern (e-books), wenn sie denn genauso intensiv zur Kenntnis genommen werden wie gedruckte Texte, was wir positiv zur Zeit nicht wissen.

Zum Lesen, so hat es der große amerikanische Medientheoretiker Neil Postman in seinem Buch *Verschwinden der Kindheit* beschrieben, gehört eine kräftige Portion Individualismus; die Fähigkeit, logisch und folgerichtig zu denken; die Fähigkeit, gegenüber Symbolen eine distanzierte Haltung einzunehmen; die Fähigkeit, mit einem hohen Grad an Abstraktion umzugehen, und die Fähigkeit, die unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen aufzuschieben. Um ein erfolgreicher Leser zu werden, dem all dies leicht fällt, braucht man Übung. Um diese Übung zu erlangen, braucht man Zeit – und Zugang zu Büchern, oder wenigstens zu Texten. Und man braucht Vorbilder, braucht ein Umfeld, in dem Bücher etwas gelten, in dem gern gelesen wird.

Wenn in Deutschland immer noch ein beklagenswerter (und oft beklagter) Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Schulerfolg besteht, so hat das so schlicht wie brutal etwas mit der unterschiedlichen Ausbreitung der Lesekultur zu tun: Nur ein knappes Drittel der Kinder aus der Unterschicht lesen nach Erkenntnissen des Arbeitskreises Jugendliteratur e.V. in ihrer Freizeit – aber drei Viertel der Kinder aus sozial gut gestellten Haushalten. Wer ernsthaft eine Spaltung der Gesellschaft verhindern wollte, müsste hier ansetzen und den Kindern, in deren Elternhäusern es keine Bilderbücher, kein Bewusstsein für Sprache und Geschichten und keine Vorlesepraxis gibt, dabei helfen, trotzdem Leser zu werden. Und zwar im Kindergarten, in der Schule, im Hort – man braucht dazu nichts anderes als ein paar Bücher, und Menschen die Bücher mögen.

Dieser Weg ist freilich mühsam, er kostet Zeit und Zuwendung, man sieht nicht gleich Erfolge – und irgendwie klingt „Leseförderung“ auch nicht so modern und fortschrittlich wie die Verbreitung von e-litaracy. Auf der anderen Seite verspricht die

neue „Wissensgesellschaft“, dass dieser langwierige, unordentliche und mühsame Weg eines Lesers zu Wissen und Verstehen abgekürzt werden könnte durch einen Knopfdruck, durch die Google-Suche unter unseren Fingerspitzen. Ein großartiges Versprechen für Menschen, die schon verinnerlicht haben, wie man liest, lernt und versteht – und eine verhängnisvolle Illusion für all die andern.

Einstweilen ist völlig offen, ob die digital gestützte Wissensgesellschaft tatsächlich, wie uns wortreich versprochen wird, zu mehr Freiheit führt, zu klügeren Menschen, zu besserer Politik – oder ob sie einfach nur den überkommenen Bildungsbegriff zerstört, um Beliebigkeit an seine Stelle zu setzen. Denn ob man sich mit dem Wissen der Welt, das da unter der Tastatur zu haben ist, tatsächlich auseinandersetzt, ob man es *versteht*, ob man es zu übertragen, anzuwenden, weiterzuvermitteln lernt, oder sich, eben, *weil* es immer da ist, niemals richtig auf irgendetwas einlässt, bleibt dem Zufall überlassen – und der individuellen Stärke und Konzentrationsfähigkeit.

Das ist selbstverständlich nicht die *Schuld* digitaler Medien, die für sich selbst genommen gar nichts wollen oder vorhaben können. Es ist die Folge einer kapitalistisch-elektronischen Kultur, die aus guten wirtschaftlichen Gründen darauf aus ist, uns abzulenken, uns an den Fernsehschirm zu fesseln, in Telefongespräche zu verwickeln, auf die nächste Internetseite zu locken (und dort wieder auf die nächste und die übernächste), uns mit personalisierten Anzeigen und Bannerwerbung und Tickerzeilen zu bombardieren und mit einem „Boing“ oder „Ping“ aus jedwedem Gedankenfluss zu reißen, weil wir eine E-Mail bekommen haben. Offensichtlich lassen sich elektronische Medien, auch solche, die vor dem Internet entstanden sind, besonders leicht in den Dienst einer Zerstreuungs- und

Ablenkungskultur stellen. Hier verschieben sich Werte. Und die Allgemeingültigkeit dieser Werteverchiebung lässt sich heute schon daran ablesen, dass der Anti-Konzentrations-Kultur, der wir täglich mit viel Energie widerstehen müssten (wenn wir bei Sinnen bleiben wollen), auch noch als „Wissens“- oder „Informationskultur“ die ideologische Absolution erteilt wird.

Nach meiner Wahrnehmung streiten wir gegenwärtig über zwei Dinge: Erstens, ob die traditionell verstandene Bildung – und zwar die real im Kopf vorhandene, nicht die virtuelle – heute noch ein legitimes, sinnvolles Ziel ist. Und zweitens, ob das Lesen, das ganz altmodische Lesen von gedruckten Büchern (und möglicherweise sogar von Romanen) dazu ein hilfreiches Mittel ist. Ich glaube ja. Ich meine, dass Ideologen des digitalen Zeitalters, die Eltern verleiten, ihre Kinder lieber mit Lernsoftware als mit Bilderbüchern großzuziehen, schlimmes Unheil anrichten.

Es ist vielleicht wenig überraschend, dass ein Literaturprofessor wie der Hamburger Bestsellerautor Dietrich Schwanitz die Überzeugung vertritt, nur unter Zuhilfenahme von Romanen lasse sich die Wirklichkeit verstehen und der persönliche Bildungsprozess vervollkommen: Nur über die Lektüre von Literatur, schreibt Schwanitz gerade den vielbeschäftigten, lesefaulen Männern ins Stammbuch, gewinne man Distanz zu sich selbst: „Es gibt etwas, was in aller Deutlichkeit nur der Roman zeigen kann: Das ist die Innenansicht einer Figur. Nur im Roman können wir miterleben, wie es sich anfühlt, ein Mobbingopfer zu sein. Im Film sehen wir zwar die gejagte Figur in all ihren Situationen und können uns mit ihrem Schicksal identifizieren, aber wir beobachten sie nur von außen. Im Roman dagegen erleben wir das Mobbing wie das Opfer selbst, das heißt, wir sehen die Welt aus seinen Augen, und wir teilen seine Erlebnisse.“

Den Empathieaspekt des Lesens betont auch die amerikanische Leseforscherin und Legasthenie-Expertin Maryanne Wolf, die sich in ihrem außergewöhnlichen Buch *Proust and the Squid. The Story an Science of the Reading Brain* (2007) der Frage gewidmet hat, was das Lesen unserem Gehirn abverlangt, was regelmäßiges Lesen zu unserem Denken – und Einfühlungsvermögen – beiträgt, und was wir gegebenenfalls für Veränderungen zu erwarten haben beim Übergang vom lesegewöhnten zum digital geforderten Gehirn. Neben den konkreten neuronalen Veränderungen, die sich offenbar menschheitsgeschichtlich wie individualgeschichtlich im lesenden Gehirn beobachten lassen, geht es Wolf vor allem um das Ausprobieren von Rollen, das in genau dieser Form nur ein Text erlaubt: „Während wir lesen, können wir unser eigenes Bewusstsein verlassen und hinüberwechseln in das Bewusstsein eines anderen Menschen, in ein anderes Zeitalter oder eine fremde Kultur. ‚Hinüberwechseln‘ beschreibt den Prozess, der es uns ermöglicht, für eine kurze Zeit die radikal andere Perspektive einer anderen Person einzunehmen. Wenn wir überwechseln in die Gedanken eines Ritters, in die Gefühle eines Sklaven, in das Benehmen einer Heldin, in das schlechte Gewissen oder auch die Unverfrorenheit eines Bösewichts – dann kehren wir niemals unverändert zurück. Manchmal sind wir angeregt, manchmal betrübt, immer aber: bereichert“, schreibt sie.

Dietrich Schwanitz versteht diese eigenartige, bewusstseinsweiternde Qualität der Lektüre mit einem amüsanten, aber doch sehr ernsthaften Dreh. So einzigartig die Wirkung des Romans auch sei: zu seiner Lektüre könne kein Mensch sich aus bloßen Vernunftgründen zwingen. Man müsse freiwillig lesen, sich von der Literatur verführen lassen wie von der Liebe. So wird die Bereitschaft sich auf Bücher (und zwar ausdrücklich nicht nur auf Steuerrechtsfachbücher und Gartenratgeber)

einzulassen, unversehens zu einem Charaktertest – für den einzelnen und für die Gesellschaft, die der Literatur einen Stellenwert in ihrer Aufmerksamkeit und in ihrem Bildungswesen zuweist. „Man muss sich ja nicht andauernd verlieben“, schreibt Schwanitz. „Aber wenn man es nicht wenigstens einmal tut, wirft das ein düsteres Licht auf die seelische Verfassung. Entsprechend muss man nicht jeden großen Roman lesen, aber wer gar nicht liest, ist doch eine Art Neandertaler.“

Was geschieht beim Lesenlernen? Schließlich ist es ein weiter Weg von „Klaus baut eine Haus“ oder „Fu fragt Fara“, den Schreib- und Lese-Sätzen mit denen sich Erstklässler befassen müssen, zu Schwanitz' großer Liebe, zum großen Roman und zum erwachsenen Leser, der sich in fremde Figuren – und seine Mitmenschen – einfühlen kann. Und die Freunde des Digitalen fragen mit Recht immer wieder: Liest man nicht auch am Bildschirm? Geht es nicht immer um Text – und zwar nicht mehr länger nur um passive Texterleidung, sondern um aktive Textgestaltung, ums Schreiben, um Ausdrucksmöglichkeiten? Kann eine intelligente Lernsoftware nicht weitaus anregender für einen Sechsjährigen sein als eine fantasielose Fibel?

Diese Fragen sind berechtigt und bis zu einem gewissen Punkt auch zu bejahen. Der Text, egal ob er nun in einem Buch gedruckt ist, auf dem Display des Handys, dem Laptop-Bildschirm oder dem elektronischen Bücherlesegerät erscheint, müsste theoretisch immer die gleichen Möglichkeiten eröffnen, Informationen transportieren, Einfühlungen zulassen. Wenn – ja, *wenn* der Leser, der ihn zur Kenntnis nimmt, jeweils die gleiche Übung im Dekodieren hat, im Einbeziehen von Kontexten, im *Verstehen*. Und wenn er sich auf das Geschriebene in gleicher Weise konzentriert, egal wie es präsentiert wird.

An dieser Stelle sind aber Zweifel angebracht. Der, sagen wir: Politikwissenschaftler, der den Aufsatz eines amerikanischen Kollegen sucht und dank des Internets unendlich viel schneller findet als früher über die Fernleihe seiner Institutsbibliothek, wird diesen Text kompetent lesen können, egal ob am Bildschirm, im DIN A4-Ausdruck oder in der schließlich doch angeschafften Fachzeitschrift. Er kennt aber auch die Umgebung der Argumente, er weiß, in welches eigene Gedankengebäude er die Erwägungen des Kollegen einbauen will, er ist ein *geübter Leser*, dem seine Lesekompetenz Raum und Zeit lässt für Analyse und Überprüfung: Wo ist der Text unplausibel? Wo läuft er der eigenen Argumentation zuwider? Wo steht eigentlich die These?

Um ein geübter Leser zu werden, muss man aber eben – viel üben. Man muss lesen, und zwar vor allem fiktionale Texte, *Geschichten*, die es dem Leser erlauben, über den buchstäblichen Text hinauszugehen. Und man braucht dazu offenbar, von frühester Kindheit an, die Zuwendung anderer Menschen. Sprich: Vermutlich könnten Kinder die Welt auch mit elektronischen Bilderbüchern entdecken – wenn sich Erwachsene ihnen dabei genauso intensiv widmen würden wie der Vater, der seinen kleinen Sohn auf dem Schoß hält und mit ihm gemeinsam zum hundertsten Mal erkundet, durch welche leckeren Sachen sich die kleine Raupe Nimmersatt hindurch frisst, bis ihr endgültig schlecht wird.

Bildschirmmedien scheinen, anders als Bilderbücher, eine starke Einladung zum Delegieren bereitzuhalten: Vor Baby-Fernseh-Programmen, wie es sie in Amerika und Großbritannien bereits gibt, werden Kinder häufig einfach *abgesetzt*.

Sprachlernsoftware muss eigentlich ihrem eigenen Anspruch nach auch dann



funktionieren, wenn ein Kind allein damit umgeht. Und schon ist die Versuchung da, es auch tatsächlich allein davor sitzen zu lassen.

*Wenn* das Viellesen, das Lesen vor allem von Büchern eine notwendige Voraussetzung für jene Lesekompetenz ist, die es ermöglicht, auch mit elektronisch angebotenen Texten und Informationen souverän umzugehen, dann scheinen wir auf keinem allzu guten Weg zu sein: Bücher und Lesen verlieren an Popularität, und dies besonders bei Jugendlichen. Es ist schwer nachzuweisen, dass es nur die digitalen Medien sind, die stattdessen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen – das Fernsehen verschlingt noch immer einen Löwenanteil der Freizeit junger Leute. Aber die dramatischen Einbrüche beim Leseinteresse gehen doch auf beeindruckende Weise parallel mit dem Ausmaß, in dem die Online-Kultur sich ausbreitet.

In ihrer repräsentativen Studie *Lesen in Deutschland 2008* hat die Stiftung Lesen rund 2500 Personen über ihre Lesegewohnheiten befragt. Die Daten können ins Verhältnis gesetzt werden zu ähnlichen Erhebungen von 2000 und 1992. Was die Untersuchung zeigt, ist ein hochinteressantes, extrem widersprüchliches Verhältnis der Deutschen zu Büchern. Sie nehmen wohl an, dass im „Land der Dichter und Denker“ eine positive Stellungnahme zu Büchern sozial erwünscht ist, und bezeichnen Lesen dementsprechend oft als wichtig oder sehr wichtig – aber sie lesen nicht. Bei anderen Medien, zum Beispiel beim Fernsehen oder beim Telefon, ist das Verhältnis umgekehrt. Beide werden häufiger benutzt als für wichtig gehalten. Die Anzahl der jährlich gelesenen Bücher in Deutschland sinkt ebenso wie die Zahl der Bücher pro Haushalt.

Jeder Vierte in Deutschland liest überhaupt keine Bücher, und Lese-Abstinenz ist eindeutig schicht- und bildungsspezifisch: 40 Prozent der Menschen mit Hauptschulabschluss nehmen nie ein Buch zur Hand. Es stellt sich also die Frage, ob es tatsächlich der *digital divide* ist, der das größte Hemmnis für sozialen Fortschritt in unserem Land darstellt.

Bei den jüngeren Leuten ist eine deutliche Abwendung von der Buchkultur zu beobachten, die durch die Elternhäuser eher verstärkt als gebremst zu werden scheint. So gaben in der 2008er Studie der Stiftung Lesen nur noch 51 Prozent der Vierzehn- bis 19jährigen an, sie hätten als Kinder oft Bücher geschenkt bekommen. 1992 hatten das noch 72 Prozent gesagt. Dieser Rückgang ist umso erstaunlicher, als die Erziehungspersonen durchaus wissen, wie wichtig Lektüre für die Förderung ihrer Kinder ist. Die KIM-Studie 2006 (Kinder + Medien, Computer + Internet) des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest, für die neben 1200 Kindern zwischen sechs und dreizehn Jahren auch die Eltern befragt wurden, ergab, dass 67 Prozent der Erziehungsberechtigten meinten, Bücher regten die Fantasie ihres Kindes an (Computer: 20 Prozent; Internet: 11 Prozent). 61 Prozent waren überzeugt, ihre Kinder widmeten Büchern zu wenig Zeit.

Warum schenken sie ihren Kindern dann keine Bücher? Warum lassen sie sie, auch ein Ergebnis der KIM-Studie, überwiegend allein vor dem Fernsehapparat und vor dem Computer sitzen? Wie wird über das Lesen gesprochen, welche Vorbilder beobachten Jugendliche, wenn sie nur noch zu 28 Prozent gern Romane lesen – aber mehrheitlich Computerspiele „sehr wichtig“ finden (Stiftung Lesen 2008)? Offensichtlich hat das Lesen unter den Eltern viel zu wenige glaubwürdige Lobbyisten, wenn 78 Prozent der Sechs- bis 13jährigen täglich fernsehen, immerhin

24 Prozent täglich den Computer nutzen – aber nur fünf Prozent der Kinder täglich lesen (KIM 2006)! Knapp die Hälfte der Kinder in dieser Altersgruppe gibt zu Protokoll, „nie“, „gar nicht gern“ oder „nicht so gern“ zu lesen. Der Anteil der Nicht-Leser unter den Kindern hat sich zwischen 2005 und 2006 verdoppelt (von sieben auf 14 Prozent).

Was motiviert Eltern, wider besseres Wissen oder Ahnen genau die Dinge *nicht* zu schenken, die am besten für ihre Kinder wären, und ihnen exakt das zu geben, Computerspiele nämlich, was heftig und mit guten Gründen umstritten ist? Es kann natürlich am Werbedruck der Spielehersteller liegen, am Gequengel des *peer*-getriebenen Nachwuchses, an Bequemlichkeit oder Gleichgültigkeit. Das wäre bedauerlich genug. Aber muss man nicht, da die meisten Eltern schließlich das Beste für ihre Kinder wollen, doch noch eine andere Kraft am Werk vermuten: die Ideologiemaschine der digitalgestützten Wissensgesellschaft? Ist nicht alles, was nach Bildschirm aussieht, im öffentlichen Bewusstsein inzwischen gekoppelt mit der Assoziation: Fortschritt? So dass selbst der dauerdadelnde Neunjährige in seinem Kinderzimmer gewissermaßen etwas für seine Zukunft zu tun scheint? Genug Propaganda, genug Gerede von „eLiteracy“ und genug von Microsoft gesponserte Kindergärten, um diese Annahme plausibel zu machen, gibt es allemal.

Es wird auch anders gelesen als früher. Man könnte von Text-Zapping sprechen – ein Verhalten, das tatsächlich dem Umschalten beim Fernsehen nachempfunden sein mag, aber letztlich, da es um schriftliche Information geht, doch noch stärker dem Weiterklicken von Internetseiten ähnelt. Die Stiftung Lesen (2008) fand heraus, dass das Lesen in immer kleineren Portionen zunimmt, Bücher werden über längere Zeit in kürzeren Abschnitten gelesen. 1992 machten das noch 29 Prozent der Leser

in Deutschland so, 2008 waren es 37 Prozent. 21 Prozent überfliegen heute Texte und lassen uninteressant erscheinende Passagen aus (1992: 14 Prozent), 19 Prozent lesen überhaupt nur noch im Urlaub zusammenhängend in Büchern (1992: 10 Prozent). Die Bedeutung des gedruckten Textes nimmt drastisch ab: Dass sie ganze Texte am Bildschirm läsen, gaben im Jahr 2000 nur 25 Prozent der Befragten an, jetzt sind es 41 Prozent, die auf Papier verzichten. 44 Prozent aller Leser in Deutschland stimmen heute der Aussage zu „Mir ist es egal, ob ein Text gedruckt oder digital ist – auf den Inhalt kommt es an.“ Von den 14- bis 19jährigen Lesern sind sogar 67 Prozent dieser Meinung.

Und genau hier mag der Irrtum lauern, der das intensive Lesen mit tieferem Verständnis gefährdet. Denn es gibt Hinweise darauf, dass die Bildschirmleser sich täuschen. Dass sie am Schirm eben *nicht* genauso lesen, wie sie es in einem Buch oder Zeitschriftenartikel tun würden, auch wenn der Inhalt selbstverständlich derselbe ist. Und es ist außerdem wahrscheinlich, dass die Präsentationsweise von online-Texten, zu deren Grundprinzipien der Weiterverweis gehört, das konzentrierte Lesen nur sabotieren *kann*.

Wissenschaftler des CIBER-Instituts am University College in London werteten im Auftrag der British Library über fünf Jahre lang die Logbücher von Computern aus, mit denen die Nutzer nach Aufsätzen, elektronischen Büchern und anderen Quellen gesucht hatten. Die Forscher erkannten Muster im Leseverhalten, die dem von der Stiftung Lesen beobachteten Text-Zapping entsprechen: Viele Nutzer sprangen von Quelle zu Quelle und kehrten kaum je zu einem bereits geöffneten Artikel zurück. Typischer Weise lasen sie die Artikel nicht durch, bevor sie zur nächsten Quelle gingen. „Es ist offensichtlich, dass die User online nicht im klassischen Sinne lesen“,

schreiben die Bibliotheks- und Medienforscher in der Zusammenfassung ihres Berichts (*Information behaviour of the researcher of the future*, 2008): „Es entstehen neue Formen des Lesens. Titel, Inhaltsverzeichnisse und Zusammenfassungen werden benutzt, um schnell Erfolge zu erzielen. Es scheint sogar, als würden die Nutzer online gehen, um klassisches Lesen zu vermeiden.“

Weiterklicken, ohne richtig zu lesen, ist das eine Übel – nicht weit genug zu klicken das andere. Weniger als ein Prozent der Google-Suchenden verlassen nach einer amerikanischen Untersuchung die erste Seite der Antwortvorschläge. Das setzt die Gestalter von Internet-Seiten unter erheblichen Druck: „Wenn Du nicht auf der ersten Seite vorkommst, könntest du auch einfach gar nicht existieren“, sagt Jacob Nielsen, dessen Unternehmen, die Nielsen Norman Group, seit 15 Jahren Firmen bei der Gestaltung ihres Internetauftritts berät. 1997 veröffentlichten Jacob Nielsen und John Morkes einen aufschlussreichen Aufsatz über das Leserverhalten im Netz (*Concise, scannable and objective: How to write for the Web*). Darin erhoben sie die Frage, wie Nutzer im Netz lesen, und die Antwort war schlicht: They don't, sie tun es gar nicht. Die jahrelange Beobachtung von Internetnutzern unter Zuhilfenahme von Augenscannern brachte Niensens Team die Erkenntnis, dass nur 16 Prozent der Besucher den Text einer Seite tatsächlich lasen – der Rest überflog ihn höchstens und folgte dabei einem „F-Schema“. Dabei wird die erste Zeile ganz gelesen, danach flackert der Blick noch ein- oder zweimal nach rechts, dann geht es am linken Seitenrand – scrollend – bergab.

Da Suchmaschinen-Nutzer häufig sehr allgemeine Suchworte eingeben, empfiehlt es sich für einen Seitenanbieter, besonders einfache Schlüsselbegriffe zu verwenden und alle technischen- oder Fachbegriffe möglichst zu meiden. Weil die Nutzer häufig

von einer Seite auf die nächste springen, rät Nielsen, allzu komplexe Sprache zu vermeiden – sie stört den Lesefluss. Ein Leseniveau für Sechstklässler sei angemessen für die Startseite, empfiehlt der Fachmann: Achtklässlerniveau dürften erst die später folgenden Seiten haben. Um dem Zapping-Modus der Netzleser entgegenzukommen, sollte jeder Textabschnitt nur einen Gedanken enthalten und nur die halbe Wörterzahl eines normalen Zeitungs- oder Buchabsatzes. Kurze Abschnitte, Zwischenüberschriften, Merkpunkte und Kästchen förderten darüber hinaus die Lesefreundlichkeit.

Nielsens unverdächtige, weil nüchtern kommerziell motivierte Forschungsergebnisse sollten Lesern zu denken geben, die davon ausgehen, sie läsen an ihrem Bildschirm ganz genauso wie in einer Zeitung. Weil die Anbieter wissen – viele jedenfalls –, dass die Leser genau dies *nicht* tun, passen sie ihre Seiten an die springenden, kurzatmigen Lesegewohnheiten der Bildschirmnutzer an. Weil es nützlich ist, wenn man gelesen werden will. Eins aber fördert diese Abwärtsspirale auf keinen Fall: die Fähigkeit zu längerem, konzentrierterem, vertiefterem Lesen. Also auch nicht den Erwerb von Maßstäben, Vergleichsmöglichkeiten, Urteilsvermögen und dem, was den Propheten der digitalen Gesellschaft angeblich so wichtig ist: *Wissen*.

Der Internetskeptiker Nicholas Carr hat in einem heftig umstrittenen Artikel (*Is Google Making Us Stupid, Atlantic Monthly 7/8 2008*) beschrieben, wie sich sein eigenes Leseverhalten durch jahrelange intensive online-Recherche und -Kommunikation verändert hat: „Die letzten Jahre überkam mich häufig das Gefühl, dass jemand in meinem Gehirn herumpfuscht, meine neuronalen Muster neu justiert, mein Gedächtnis umprogrammiert. Mein Verstand verschwindet nicht wirklich – aber er verändert sich. Und am stärksten spüre ich das, wenn ich lese. Früher fiel es mir

ganz leicht, mich in ein Buch zu vertiefen oder einen langen Zeitungsartikel von vorne bis hinten durchzulesen. Ich hangelte mich an Argumenten entlang, ließ mir etwas erzählen, verfiel mich in seitenlanger Prosa. Dazu kommt es kaum noch. Nach zwei, drei Seiten schweife ich ab, werde unruhig und verliere schließlich den Faden. Mein eigenes Gehirn wehrt sich gegen den Text. Konzentriertes Lesen, früher ein Genuss, wird für mich zum Kampf.“

Die Firma apple gehört zu jenen, die gerade jüngeren Kunden diesen mühsamen Kampf ersparen wollen: *The only books you'll need*, die einzigen Bücher, die du brauchen wirst, trompeten ihre Werber in einer Kampagne für Notebooks. Keine andere Branche greift in vergleichbarer Weise ein Erzeugnis, ein Lifestylekonzept an, das sie nicht selbst anbietet. Mietwagenfirmen würden vielleicht vor den schrecklichen Folgen warnen, die einen Kunden treffen könnten, wenn er sein Auto bei der falschen Firma ausleihe – aber sie würden ihm nicht vom Wandern im Gebirge abraten, schreibt der amerikanische Bildungsexperte Mark Bauerlein. Er schildert auch Eindrücke aus vielen Gesprächen und Call-in-Radiosendungen mit amerikanischen Oberschülern und Studenten zum Thema Lesen: Da ist der junge Mann, der halb mitleidig davon berichtet, wie sein Vater ihn am Wochenende mit in die Bücherei zu schleppen versucht: „Er steht noch auf diese ganze Bücher-Geschichte. Er hat noch nicht begriffen, dass das Internet den Platz von diesem ganzen Kram eingenommen hat ...“ Und eine junge Frau teilt dem Radiopublikum in einer Diskussionssendung über Lesedefizite in Amerika mit, nein, sie lese nicht, und ihre Freunde läsen auch nicht. Auf die Nachfrage des Moderators, was sie denn gegen Bücher habe, antwortet sie, man werde in der Schule gezwungen, so langweilige Sachen zu lesen, „wie über den Typ, der großartig war.“ Weitere

Nachforschung ergibt, dass sie den „Großen Gatsby“ meint, eine berühmte Novelle von Scott Fitzgerald, in der es um aussichtslose Liebe und die Verzweiflung eines reichen Mannes in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts geht – ein Stoff, der 17-Jährige ja nicht unbedingt interessieren müsse, merkt Bauerlein an: Aber der Zorn der Zuhörerin habe sich eben nicht nur gegen dieses eine Buch gerichtet, sondern sie habe auch gar keine Alternative nennen können, kein Buch, das sie liebte, nicht einmal Harry Potter, einen Thriller oder einen Frauenroman. Sie mochte keine Bücher, Punkt.

In Deutschland ist es noch vergleichsweise üblich, das Lesen zumindest verbal hochzuhalten. Aber auch bei uns leben viele Menschen, gerade jüngere, ganz unbefangen ohne Bücher. Ich besuchte neulich einen Sechszwanzigjährigen, der sich freundlicherweise bereiterklärte, mir eine kleine Einführung in die geheimnisvolle Welt der Computerspiele zu geben, und was mich am meisten an seiner ansonsten hübschen und gepflegten Wohnung frappierte, war die völlige Abwesenheit von Büchern. Dort, wo ältere Zeitgenossen in vergleichbarer beruflicher Position (er hatte nach dem Studium begonnen, für eine online-Redaktion zu arbeiten) ein Billy-Regal voller Romane, Comics und Kochbücher stehen haben, fand sich – ein Billy-Regal voller Spiele. Die einzigen Bücher, die er zu brauchen schien, darunter offenkundige Schullektüre wie Goethes „Werther“, ein Rechtschreibduden und Frank Schätzing's *Der Schwarm*, insgesamt etwa 15 Bände, befanden sich auf einem schmalen Brett, das über seinem Schreibtisch mit den zwei Bildschirmen angebracht war. Zum Lesen komme er nicht viel, sagte er, denn nach der Arbeit entspanne er sich am liebsten bei Computer-, am liebsten bei online-Spielen, und dann fehle am Ende die Zeit für Bücher. Dieser junge Mann war vollkommen zufrieden mit seinem Job, seiner Freizeitgestaltung und seinem Leben. Er hatte



überhaupt nicht das Gefühl, irgendetwas zu verpassen, während ich mich die ganze Zeit beherrschen musste, um wegen eines derart deprivierten Daseins nicht sofort die Menschenrechtskommission anzurufen. Aber wenn man versucht zu erklären, welche fantastischen Freiheiten, welche Welten jemandem entgehen, der sich ausschließlich in den vorgeformten Landschaften einer Programmiererfantasie bewegt (wie witzig und reich diese auch gestaltet sein mag), dann sieht man buchstäblich alt aus. Lese Genuss muss jemand *erfahren* haben, um ihn zu schätzen.

Es ist auch wirklich kein Wunder, wenn intelligente, gut ausgebildete junge Leute sich auch ohne Zugang zur Buchkultur auf der Höhe ihrer Zeit fühlen: Schließlich wird ihnen wirklich von allen Seiten verkündet, dass die Zukunft ausschließlich digital sei. Dabei entwickeln sogar Institutionen einen gewissen vorseilenden Gehorsam, deren Standpunkt viel eindeutiger sein müsste. Die Stiftung Lesen beispielsweise, an der es nun wirklich wäre, das Bücherlesen zu preisen, attraktiv zu machen, es gegen die zeitliche und ideologische Konkurrenz des Bildschirmlesens zu verteidigen, übt sich immer wieder in seltsamen Beschwichtigungen. So wird in derselben Studie (*Lesen in Deutschland 2008*), in der der Rückgang klassischer Leseweisen durchaus kritisch betrachtet wird, auch die Schlussfolgerung verkündet: „Zur Vermittlung von Lesekompetenz ist der Zugriff auf elektronische Medien unabdingbar [...]. Ohne Einbeziehung neuer Medien keine erfolgreiche Leseförderung!“ Aus der Studie ergibt sich an keiner Stelle, wie man angesichts der empirischen Befunde zu diesem Fazit kommen kann. Es ist, als wollte die Stiftung Lesen sich sicherheitshalber gleich vorab für ihren altmodischen Stiftungszweck entschuldigen. Dabei legen ihre eigenen Daten eine Zeit- und Aufmerksamkeitskonkurrenz zwischen dem Vorlesen, dem Selbstlesen und der Nutzung von Bildschirmmedien nahe, die eben *nicht* ohne Konflikt aufzulösen ist. Nur will in diesem Konflikt niemand die – vermeintlich –

reaktionäre Position einnehmen. Mir hingegen macht das, zur Belebung der Diskussion, rein gar nichts aus. Und ich bin ja auch nicht wirklich reaktionär. Ich möchte nur einen Fortschrittsbegriff werben, der seinerseits nicht naiv ist. Danke fürs Zuhören.